

gedämpft, der Geist vom klaren Buchstaben in eine düstere Welt geführt und die uralte Empfindung einer märchenhaften Erzählung wieder aufgeregt. Ein Weiteres getrauen wir uns nicht zu sagen, einem jeden Beschauer dieses bedeutenden Werks mehr oder weniger den unsrigen analoge Empfinden zutrauend und gleiche Befriedigung wünschend."

Der seiner selber mächtige und bewusste Mensch empfindet und anerkennt die Pflicht, und nimmt sich das Recht, zu jeder Zeit der Mensch seines Alters zu sein. Für das gleiche Heft von „Kunst und Altertum“ schreibt Goethe wie über den „Faust“ im Frühsommer 1828 über das ihm gewidmete „Biographische Denkmal“ eines Alfred Nicolobius und bekennt: „Ich gestehe aufrichtig, daß ich nur flüchtig hineinblicken durfte; denn wer möchte gern Rechnungen früherer Jahre und die einzelnen Posten des credit und debet wieder durchsehen, wenn man das summa summarum längst gezogen, den Verlust verschmerzt und den Gewinn verzehrt hat?"

Der eigenen zeitlichen und inneren Distanz Goethes zum ersten „Faust“, die er vor der französischen Prachtausgabe von 1828 nicht vergessen und nicht vergeffen machen will, entspricht ein Abstand zwischen dem deutschen „Faust“ und der Stapferschen Uebersetzung mit den Lithographien von Delacroix. Zwischen den Geburtstagen von Goethe und von Delacroix liegen neunundvierzig Jahre, die Stapfersche Prachtausgabe, wie die Lithographien von Delacroix wiederum gelten einem Werk, das zwanzig Jahre vorher, 1808, in abgeschlossener Buchform veröffentlicht, schon 1790 als Fragment gedruckt und zwischen 1770 und 1780 konzipiert worden ist.

Um so schöner, wenn über diese Distanz und den Klang des französischen Wortes hinweg Goethe sich durch einen bildenden, nicht dichtenden, Künstler einer andern Generation und Nation mit einer Neuformung „in ihrem ersten Sinne“ sich begrüßt finden darf; wenn der Maler, im Gegensatz zur allzu hellen französischen Diktion, das ursprüngliche Düstere der Dichtung, wie die Dichtung es meint, aufgefaßt hat, ihren unruhig strebenden Helden mit gleicher Unruhe des Griffels begleitet, den Geist vom klaren Buchstaben in eine düstere Welt führt und die uralte Empfindung einer märchenhaften Erzählung wieder aufregt. Je aufmerksamer man diese gravitätisch-großartige Buchanzeige liest, umso mehr erschließt sich ihre äußerliche Zurückhaltung, eröffnet sie sich als Begegnung zweier großer Geister und als Begegnung eines Greises am Ende eines begnadeten Lebens, mit seiner Jugend und mit sich selbst.

Auch von Delacroix liegt ein Alterszeugnis über seinen „Faust“ vor. Am 1. März 1862 schreibt er an Philipp Burth, der sich damals mit der Vorbereitung eines Kataloges der Radierungen und Lithographien von Delacroix beschäftigte: „Sie fragen, was mich auf die Idee der Tafeln zum Faust gebracht habe. Ich erinnere mich, daß ich, um 1821, die Kompositionen von Reisch sah, die mir ziemlich Eindruck machten. Hauptsächlich regte mich aber eine dramatische Oper über Faust, die ich in London sah, dazu an, etwas daraus zu machen. Der Schauspieler Terry, dessen Andenken mit dem englischen Theater dieser Zeit verknüpft ist, und der sogar auch in Paris, unter anderem den Bear, gespielt hat, war ein vollkommener Mephisto, trotz seiner Wohlbeleibtheit, sie nahm ihm nichts von seiner Beweglichkeit und jatanischen Natur.

Wie Sie wissen, war Motte der Verleger. Er hatte den unglücklichen Einfall, die Lithographien mit einem Text herauszugeben, der dem Verkauf sehr schadete, abgesehen von der Besonderheit der Bilder, die Anlaß zu Karikaturen gaben und mich noch mehr unter die Häupter der „Schule des Häßlichen“ rangierten. Gérard allerdings, so sehr er Akademiker war, beglückwünschte mich zu einigen der Zeichnungen, vor allem zu Nuerbachs Keller.

„Ich weiß nicht mehr, was ich daraus löste; so etwas wie einhundert Franken und dazu einen Stich von Lawrence, das Bildnis von Pius VII. Alle meine Spekulationen haben so geendet. Mit dem „Hamlet“ kam es noch besser; ich hatte ihn auf meine Kosten drucken lassen zum Vertrieb im eigenen Verlag. Alles das kostete mich 500 bis 600 Franken und ich kam nicht auf die Hälfte meiner Auslagen. Die Medaillen waren bei Händlern ausgestellt, aber niemand interessierte sich dafür.“

Delacroix stirbt am 13. August 1863 nach schwerer Krankheit. Am 23. April noch notiert er in seinem Tagebuch zum „Faust“ von Gounod, der 1859 zum erstenmal und immer wieder mit größtem Erfolg die nächsten Jahre hindurch in Paris gespielt wurde: „Ein Komponist macht einen Faust“ und vergißt

dabei nur die Hölle, keine Ahnung vom Wesen eines solchen Stoffes, mit seiner Mischung von Wiß und Grauen. Im „Don Juan“ ist dies anders erfaßt; da sehe ich immer über dem Haupt des Süßlings die Klaue des Teufels, die auf ihn wartet.“

\*

Goethe ist zitiert nach der „Sophien-Ausgabe. Die Stellen aus den Briefen und dem Tagebuch von Delacroix finden sich in den von André Zoubin besorgten Ausgaben „Correspondance générale d'Eugène Delacroix“ und „Journal de Eugène Delacroix“. André Zoubin wird im Verlauf der Ausstellung im Zürcher Kunsthaus über Delacroix sprechen, voraussichtlich Mitte März.

## Um und von Karl Barth

K. F. Wie die Presse meldete, sind vor einiger Zeit in Deutschland sämtliche Schriften von Karl Barth verboten worden. Der Schlag war zu erwarten und wäre wohl auf alle Fälle in nächster Zeit erfolgt. Trotzdem bleibt es bedauerlich, daß er im letzten Augenblick durch das Verhalten Karl Barths erleichtert wurde. Dieser schrieb, wie man weiß, am 19. September an einen Kollegen der Hus-Fakultät in Prag einen Brief. Er äußerte darin die Hoffnung, „die Söhne der alten Hussiten“ möchten Widerstand leisten und vor „dem überweid gewordenen Europa“ sich als Männer erweisen. „Jeder tschechische Soldat, der dann streitet und leidet, wird es auch für uns — und, ich sage es heute ohne Vorbehalt: er wird es auch für die Kirche Jesu Christi tun, die im Dunstkreis der Hitler und Mussolini nur entweder der Lächerlichkeit oder der Ausrottung verfallen kann.“ Dieser Privatbrief kam in die Presse. Er wurde von deutscher Seite aufgegriffen und propagandistisch ausgenutzt. Barth wurde als Kriegsheter schlimmster Art, als „Verteidiger des Betrugs von Versailles“ an den Pranger gestellt!

Seither hat Karl Barth im „Kirchenblatt für die reformierte Schweiz“ seine Ansicht präzisiert. „Die Kirche Jesu Christi kann der Frage der politischen Ordnung und Freiheit in Europa nicht gleichgültig gegenüberstehen... Ist die politische Ordnung und Freiheit bedroht, dann trifft diese Bedrohung indirekt auch die Kirche. Und schreibt ein rechter Staat zu deren Verteidigung, dann ist an dieser Verteidigung indirekt auch die Kirche beteiligt.“ Die Kirche würde daher „ihre eigene Verklündigung nicht ernst nehmen, wenn sie hier gleichgültig bleiben könnte“. Denn im Bereich der Diktaturen kann sie den Totalitätsanspruch des Wortes Gottes nur „entweder fallen lassen und damit vor Gott und der Welt der Lächerlichkeit verfallen oder ihn aufrechterhalten und damit die Ausrottung durch die Diktatur auf sich ziehen“.

Trotzdem bleibt es dabei, daß Barth in den Augen der Allgemeinheit, die seine Motive nicht vernimmt, „in die Arena der Politiker“ hinabgestiegen ist. Der Vorwurf, seine kirchliche Haltung habe politische Hintergründe, konnte früher entschieden zurückgewiesen werden; heute hat er zum mindesten einen Schein der Berechtigung erhalten. Das ist umso fataler, als nun auch die Bekennende Kirche Deutschlands von dem „Politiker“ Barth abrücken muß. Er war einst ihr starker Rückhalt, sogar ihr Gewissen gewesen. Trotz Vertreibung aus Deutschland und Redeverbot waren nicht alle Fäden abgerissen. Wird seine Stimme weiterhin jenseits des Rheins Gehör finden dürfen?

Wie nötig es wäre, zeigt der Vortrag, den Barth in Zürich Anfang September vor Vertretern des schweizerischen Evangelischen Hilfswerkes für die Bekennende Kirche hielt und der unter dem Titel „So wahr mir Gott helfe!“ (Verlag der Evangelischen Buchhandlung Zollikon) erschienen ist. Er beleuchtet grell die Verwirrung, die durch die Frage des Führereides letzten Sommer in den kirchlichen Kreisen herrschte. Barth geht mit der Leitung der Bekennenden Kirche streng ins Gericht, weil sie durch ihre Auslegung die Gewissen der Pfarrer zu beschwichtigen suchte und ihnen den Eid ermöglichte. Er urteilt hierüber umso schärfer, als der Eid tatsächlich der Kirche von den staatlichen Instanzen gar nicht offiziell war zugemutet worden. Das übereilte Entgegenkommen wurde denn auch von Parteiorganisationen verächtlich negiert.

Zimmerhin streckt Barth den deutschen Glaubensbrüdern weiterhin die Bruderhand entgegen. Billigt er ihr Verhalten nicht, so weiß er sich doch weiterhin mit ihnen verbunden und will nicht Menschen richten. Seither sind neue Maßregelungen der Kirche erfolgt. Sie stützen sich — auf ein Fußgebet, das die Bekennende Kirche bei der drohenden Kriegsgefahr

met, dessen wilde Art auch macht, das Unas Getümmel seiner meit der Stellungen s keineswegs billigen n der Mann, sich in wahrscheinlich Bilder and hätte denken können vor uns, die auf das eine davon stellt die ht am Hochgericht vorwo bei aller der entime neugierige Frage ntwort des Bösen gar ndere, wo der in Auerfrömde Höllewein ne sehr charakteristisch n mit ängstlichen Schar macht.

bloß flüchtige Skizzen, l Geist, Ausdruck und auf Wahrscheinlich gelingen lden, ahnungsvollen und fall und wenn er sich ne Weise zu fügen verberfames, in jenes paräeingreifendes Kunstwert

r dann zum 22. März abe von Faust von Parint im zweiten Heft des „Kunst und Altertum“, Anzeiger: „Wenn ich die reines Faust in einer n sehe, so werd' ich erjes Werk eronnen, verGesühlen niedergeschriees nah und fern gesunauch in typographischer es wohl der seltenen es für immer die Entchengeistes festhält, der it peinigt, auch gequält, igt, auch ergriffen, in leichfalls befangen und auch beseligt worden.ände gegenwärtig von niffermaßen anleibt doch meifreud' und Leid sich wird immer noch Urnigen umzusehen, was en worden, um sich n, was auch ihm berei-

seiner Natur nach in fangen, spielt es auf n, jedoch „hänglicher“ in der französischen, chtung, dem Verstande schon um vieles klarer h nun gar ein Foliof, Einband, alles ohne nen gesteigert, so verndruck, den das Werk rich ausübte, wenn ich einmal vor mich nahm, d Eigenschaften zu ver-

ders merkwürdig, daß t dieser Production in t besreundet, daß er ihr eben so aufgefaßt Helden mit gleicher Un- nler von unlängbarem s Aelteren von Jünge- t, den Pariser Kunst- u schaffen macht, weil gnen, noch einer gewis- mit Beifall begegnen t hier in einem mun- mmel und Erde, Mög- ohstem und Zartestem, hen noch weiter Phan- iben mag, sich heimat- Seinigem ergangen zu ner Prachtglanz wieder

17